

# Energieia und Ergon

Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie

---

*Studia in honorem Eugenio Coseriu*

herausgegeben von  
Jörn Albrecht, Jens Lüdtke und Harald Thun

Allg  
Y  
Cos 3

4190/PP



Tübinger Beiträge zur Linguistik · Band 300

# Energieia und Ergon

Sprachliche Variation – Sprachgeschichte – Sprachtypologie

---

Band I

Schriften von Eugenio Coseriu  
(1965–1987)

eingeleitet und herausgegeben von  
Jörn Albrecht

Allg  
Y  
Cos. 3

**gnv** Gunter Narr Verlag Tübingen

Universität Tübingen  
NEUPHIL. FAKULTÄT  
BIBLIOTHEK

Typologie der realen Sprachen, d.h. der realen, synchronisch und diachronisch geltenden funktionellen Zusammenhänge, einerseits strukturell-funktionelle Beschreibung der Sprachen auf der Strukturierungsebene des Sprachtypus und andererseits, als Feststellung der Anwendung von Prinzipien eines Sprachtypus in der Entwicklung der Sprachsysteme bzw. der historisch eintretenden Übergänge von einem Typus zu einem anderen, typologische oder besser typologisch erklärende Sprachgeschichte.

## 5. Der romanische Sprachtypus

Versuch einer neuen Typologisierung der romanischen Sprachen

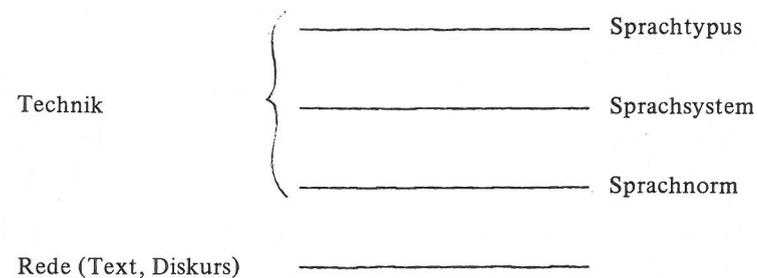
1. Wir wissen schon seit langem mehr oder weniger genau, daß die romanischen Sprachen gerade durch den Typus ihrer grammatischen Systeme als sprachliche Einheit gekennzeichnet werden. Dieser Typus hat sowohl eine negative als auch eine positive Komponente:

Zum einen unterscheidet er die romanischen Sprachen vom Latein (und von anderen Sprachen), zum anderen zeugt er – selbst für den Laien und für jeden, der praktische Kenntnisse in mehreren romanischen Sprachen hat – von der fundamentalen Einheit dieser Sprachen, trotz der zahlreichen Unterschiede, die sie voneinander trennen. Eben diesen romanischen Sprachtypus wollen wir hier nun näher betrachten und definieren. Historisch gesehen handelt es sich um die einheitliche Ausrichtung der Entwicklung der romanischen Sprachsysteme, eine Ausrichtung, die sich bereits zur Zeit des Vulgarlateins abzeichnen beginnt.

2. Zunächst jedoch die Frage: Was versteht man eigentlich genau unter "Sprachtypus"?

Ich hoffe, einem (nicht immer deutlich ausgesprochenen) Bestreben der traditionellen Sprachtypologie zu entsprechen, wenn ich den Sprachtypus von einem rein sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus definiere, d.h. ohne auf irgendwelche Bezugspunkte aus der Soziologie oder der Völkerpsychologie zurückzugreifen, und zwar als oberste strukturelle Schicht, die objektiv nachgewiesen und gerechtfertigt werden kann, wenn man von den funktionellen Oppositionen einer Sprachtechnik ausgeht.

Die konkrete Redetätigkeit läuft ja größtenteils in Übereinstimmung mit einer historischen "dynamis" ab, d.h. in Übereinstimmung mit einer Sprachtechnik, die historisch weitergegeben wird und immer synchronisch funktioniert, und die auch das traditionelle Sprachgut miteinschließt. In jeder Sprachtechnik (etwa das, was man im Deutschen unter einer bestimmten Sprache versteht) muß man verschiedene Strukturierungsebenen auseinanderhalten, nämlich die der *Norm*, die des *Systems* und die des *Sprachtypus*:



Die Norm enthält alles, was in einer Sprachtechnik "normal", üblich oder ganz einfach traditionell ist, auch nicht-funktionelle Züge. Das System dagegen enthält alles, was nicht nur traditionell, sondern zugleich auch in objektiver Hinsicht funktionell ist, d.h. alle für eine bestimmte Sprachtechnik unabdingbaren distinktiven Oppositionen. So ist z.B. die Unterscheidung von [ε] und [e] im Spanischen normal und traditionell (*verde* wird mit ε, *queso* dagegen mit e ausgesprochen), aber nicht funktionell, denn sie dient bei keinem spanischen Wortpaar zur Bedeutungsunterscheidung. Sie gehört also lediglich zur Norm der spanischen Sprache. Dagegen ist in derselben Sprache die Unterscheidung zwischen [ε] und [e] auf der einen Seite und [a] auf der anderen, oder besser gesagt der Unterschied zwischen den Phonemen e und a nicht nur traditionell, sondern auch in objektiver Hinsicht funktionell. Er unterscheidet z.B. [pera] von [para]. Daher gehört dieser Unterschied nicht nur zur Norm, sondern auch zum System des Spanischen. In materieller Hinsicht analoge oder gar identische Phänomene können in einer Sprache A zum Sprachsystem gehören, während sie in einer Sprache B nur Bestandteil der Norm sind, oder umgekehrt. So gehört der Unterschied zwischen offenem und geschlossenem e im Spanischen, wie wir gesehen haben, nur zur Sprachnorm, im Italienischen hingegen ist er objektiv funktionell und gehört folglich zum System. Das Gesagte gilt ebenso für die anderen Bereiche der materiellen Sprachstruktur über die Phonologie hinaus, sowie für die semantische Ebene der Sprache.

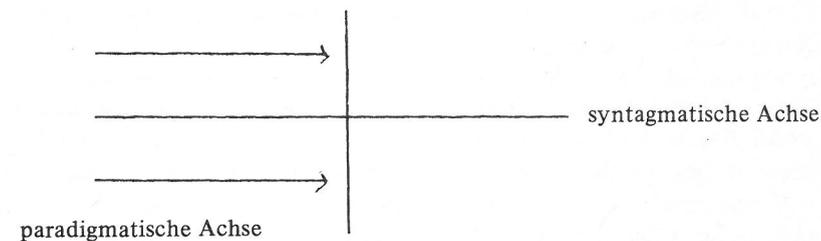
Geht man nun von der Ebene des Systems aus, so kann man auf einem höheren Abstraktionsniveau die strukturelle und funktionelle Analogie zwischen seinen verschiedenen Teilen feststellen, d.h. die funktionelle Einheit der verschiedenen strukturellen Verfahren einer Sprache in den verschiedenen Bereichen ihres Systems, etwa eine grundlegende Einheit der funktionellen Verfahren im Bereich des Substantivs und der Verfahren im Bereich des Verbs, oder der Verfahren zur Wortbildung und der Verfahren zur Bildung von einfachen oder komplexen Sätzen. Man kann also auf diesem höheren Niveau Verfahren, die auf der Ebene des Sprachsystems verschieden sind, einheitlichen Klassen und bestimmten allgemeinen Funktionsprinzipien zuordnen. Genau das tut man bereits bis zu einem bestimmten Grad – wenn auch nur vom materiellen Gesichtspunkt aus – wenn man z.B. Deklination, Konjugation sowie die Bildung von Komparativen und Superlativen mit Hilfe von Endungen auf ein einziges homogenes Verfahren, nämlich die Flexion, zurückführt. Und genau diese höhere Funktionseinheit der verschiedenen Verfahren des Systems stellt der *Sprachtypus* dar, und so gesehen kann man sagen, daß der Typus die oberste Schicht in der Strukturierung einer Sprachtechnik ist. Der Typus enthält die allgemeinen technischen Prinzipien einer Sprache, er verkörpert sozusagen ihre funktionelle Kohärenz und Homogenität.

Der Sprachtypus ist also ein synchronischer Tatbestand, und infolgedessen ist es Aufgabe der deskriptiven Sprachwissenschaft, ihn zu ermitteln und zu erforschen. Wenn ich im folgenden vom Latein und vom Vulgärlatein im Vergleich zu den romanischen Sprachen spreche, so ist das keine willkürliche Vermischung des synchronischen und des diachronischen Gesichtspunkts, sondern ganz im Gegenteil ein bewußtes und m.E. zweckdienliches alternatives Einnehmen der beiden Standpunkte. Ein Sprachtyp zeigt sich uns nämlich um so deutlicher, wenn wir ihn mit einem anderen (oder mit mehreren anderen) Typen vergleichen, und noch besser, wenn dieser andere Sprachtypus zu einer früheren

Phase derselben Sprache gehört. Am allerdeutlichsten tritt er zutage, wenn wir ihm in seiner Entstehung und seiner Entwicklung folgen können, z.B. wenn wir eine ganze Reihe verschiedener sprachlicher Änderungen auf ein einziges technisches Prinzip, auf eine einheitliche typologische Ausrichtung zurückführen können. Schließlich sei noch erwähnt, daß das Verhältnis zwischen dem Sprachtypus und dem System analog dem Verhältnis zwischen System und Norm ist: So können nämlich mehrere Systeme ein und demselben Sprachtypus entsprechen, es können aber auch Phänomene, die einander auf der Systemebene ähnlich sind, als völlig verschiedenen Sprachtypen zugehörig interpretiert werden (was z.B. für die Flexion des Verbs im Lateinischen und im Romanischen gilt).

3. Von den verschiedenen Methoden, das Problem der Typologie anzugehen, halten wir die älteste – allerdings in neuer Formulierung – noch immer für die ergiebigste, zumindest in bezug auf die Charakterisierung der romanischen Sprachen. Diese Methode der Problembewältigung beruht im Grunde auf der Unterscheidung zwischen paradigmatischen und syntagmatischen Verfahren, wenn auch in der älteren Sprachtypologie diese Ausdrücke nicht verwendet werden. Die paradigmatischen Verfahren, um die es sich hier handelt, betreffen im Prinzip die Wortparadigmen.

In allen Sprachen werden ja die Funktionen der Formen (der Wörter) zum einen durch deren Stellung im Satz und zum anderen durch deren wechselseitige Beziehungen auf zwei verschiedenen Achsen bestimmt. Diese sind die paradigmatische Achse und die syntagmatische Achse: die Achse der dem Sprecher bekannten grammatischen Paradigmen (d.h. die Flexion, die verschiedenen Formen, die ein Wort annehmen kann, um verschiedene Funktionen auszudrücken) und die Achse der konkreten Äußerung, dessen, was man *chaîne parlée* ("gesprochene Kette") nennt:



Auf der paradigmatischen Achse bestimmt man die jeweilige Form durch ihr Verhältnis zu anderen Formen desselben Wortes, die man kennt; auf der syntagmatischen Achse im Verhältnis zu den Formen, die konkret in der *chaîne parlée* (d.h. in der "gesprochenen" oder "geschriebenen" Kette) vorkommen. So werden rum. *cai* und frz. *chevaux* aufgrund der paradigmatischen Achse als Pluralformen gedeutet, d.h. aufgrund einer impliziten Beziehung zu den Formen *cal* bzw. *cheval*, oder anders gesagt, weil man weiß, daß in den Paradigmen

cal
cai

cheval
chevaux

die Formen *cai*, *chevaux* die Pluralstellen besetzen. Die Form *nai* "Rohrflöte" klingt so ähnlich wie *cai*, wird aber trotzdem nicht als Plural interpretiert, denn in diesem Fall lautet das betreffende Paradigma nicht



Auch die Form rum. *ochi* weist noch eine gewisse lautliche Ähnlichkeit auf, doch hier liegen die Dinge wieder anders, denn diese Form kann in besagtem Paradigma sowohl die Singular- als auch die Pluralstelle einnehmen. Hier reicht also die paradigmatische Bestimmung allein nicht aus, und wir müssen uns der syntagmatischen Achse zuwenden, um diese Form zu deuten, z.B. *un ochi* oder *ochi negru*, *ochi negri*. Genauso reicht die paradigmatische Bestimmung für span. *tenías* aus (es kann nur 2. Person Singular Imperfekt Indikativ von *tener* sein), für span. *tenía* hingegen ist sie ungenügend, denn diese Form kann sowohl die 1. als auch die 3. Person Singular derselben Zeit ausdrücken, erst anhand einer syntagmatischen Bestimmung können wir diese Form eindeutig interpretieren, z.B. *yo tenía*, *él tenía*. So kann auch die Form lat. *amor* sowohl dem Paradigma *amor*, *amoris* usw. angehören, als auch dem Paradigma *amor*, *amaris* usw. Auch hier muß man auf die syntagmatische Achse zurückgreifen, um die Form entweder als Nominativ des Substantivs *amor* oder als 1. Person Präsens Indikativ Passiv des Verbs *amare* deuten zu können.

Die paradigmatische Bestimmung ist also eine "innere" Bestimmung, sie erscheint in der Form selbst und gibt an, welchen Platz diese Form in einem Paradigma einnimmt; die syntagmatische Bestimmung dagegen ist eine "äußere" Bestimmung: Sie tritt nicht in der Form selbst in Erscheinung, sondern außerhalb, irgendwo in der *chaîne parlée*.

Wie bereits erwähnt, funktionieren die beiden Achsen im Prinzip in allen Sprachen, doch sie haben nicht überall dieselbe Gewichtung. In manchen Sprachen dominiert die syntagmatische Achse, wie beim Englischen und noch ausgeprägter beim Chinesischen, in anderen Sprachen, wie im Russischen und im Lateinischen, herrscht die paradigmatische Achse vor. In wieder anderen Sprachen, wie z.B. im Deutschen, besteht fast eine Ausgewogenheit zwischen beiden Achsen. Seit A.W. Schlegel (1818) bezeichnet man die Sprachen, in denen die paradigmatische Achse überwiegt, als "synthetisch" und die, in denen die syntagmatische Achse vorherrscht, als "analytisch".

4. Diese typologische Charakterisierung ist bis heute auch die geläufigste in der romanischen Sprachwissenschaft. In unseren Handbüchern lesen wir sehr oft, das Lateinische sei "synthetisch", die romanischen Sprachen dagegen seien "analytisch". So habe das Lateinische *patris/patri*, *altus/altior*, *ipse/ipsius* gehabt, also innere, paradigmatische Bestimmungen. Im Vulgärlateinischen und in den romanischen Sprachen hingegen heiße es *de patrem/ad patrem*, *altus/magis altus (plus altus)*, span. *ése/de ése*, also äußere syntagmatische Bestimmungen für dieselben Funktionen.

Natürlich sind diese Fakten an sich unbestreitbar. Sie stellen aber nur eine annähernde und unvollständige Charakterisierung dar. Zum einen ist die Charakterisierung ziemlich vage, denn zwischen "synthetisch" und "analytisch" besteht – wie wir gesehen haben – nur ein relativer Unterschied. Zum anderen ist sie nicht ganz exakt.

Im Lateinischen war die innere, paradigmatische Bestimmung der grammatischen Funktionen eindeutig vorherrschend, denn das Lateinische verfügt über eine reichhaltige Flexion, sowohl für nominale als auch für verbale Formen. Wie verhält es sich nun aber im Romanischen? Es scheint hier natürlich die äußere, syntagmatische Bestimmung zu dominieren, aber das trifft nur für die Nominalformen zu (Substantiv, Adjektiv, Pronomen mit Ausnahme der Personalpronomen) und nicht für die Verbalformen. Zwar neigt das Romanische seit dem Vulgärlateinischen zur Aufgabe der Deklination, und heute hat es keine Deklination mehr für Substantive, Adjektive und die Mehrzahl der Pronomen. Allein das Rumänische hat eine Spur der eigentlichen Nominaldeklination bewahrt. Es unterscheidet nämlich zwischen Nominativ – Akkusativ einerseits und Genitiv – Dativ andererseits, doch auch dies nur im Femininum und nur im Singular (z.B. *casă/case*), und einige Forscher halten selbst diese Restdeklination für ein sekundäres Phänomen, das auf der Nachstellung des Artikels beruht. Die Konjugation hingegen blieb im Romanischen durchweg gut erhalten, sie wurde oft sogar wiederhergestellt, ja ausgebaut, z.B. sind *chanterai/chanteras* . . . , *chanterais/chanterais* . . . , sekundäre romanische Paradigmen. So gesehen wäre das Romanische also nicht "analytisch", sondern "synthetisch".

Man könnte nun versuchen, das Romanische dadurch zu charakterisieren, daß es im Vergleich zum Lateinischen die Deklination aufgegeben und die Konjugation beibehalten hat. Aber erstens wäre das keine typologische Charakterisierung und zweitens trüfe sie nicht einmal zu: Das Romanische hat nämlich nicht nur die Deklination, sondern – schon vorher und auf radikalere Weise – auch die synthetische Steigerung von Adjektiven und Adverbien aufgegeben, welche ganz anderen Funktionen entspricht. Darüber hinaus wurden periphrastische Formen auch für bestimmte Adverbien eingeführt (z.B. *hinc* = rum. *de aici*, *hac* = rum. *pe aici*). Die angebliche Tendenz zur periphrastischen Konstruktion, d.h. zur syntagmatischen Bestimmung der Funktionen ist folglich viel umfassender, denn sie betrifft auch die Steigerung von Adjektiven und Adverbien sowie die Bildung einiger Adverbien. Da es sich in den letztgenannten Fällen auch um "Nominalfunktionen" im weitesten Sinn handelt, könnte man zu der Auffassung gelangen, das Romanische zeichne sich dadurch aus, daß es eine innere, paradigmatische Bestimmung für das Verb und eine äußere, syntagmatische Bestimmung für Nominalformen hat. Typologisch gesehen wäre das jedoch ein Mangel an Kohärenz und außerdem entspricht es wiederum nicht ganz den Tatsachen. Einerseits wäre eine solche Charakterisierung zu weit, andererseits aber wiederum nicht weit genug. Das Vulgärlateinische zielt zwar auf die Abschaffung der Deklination ab und führt für die Kasusfunktionen Präpositionen ein, doch gleichzeitig bewahrt es – und verstärkt teilweise sogar noch – die formale Unterscheidung zwischen Singular und Plural und zwischen Maskulinum und Femininum. So konnte z.B. im Lateinischen eine Form wie *casae* entweder Genitiv bzw. Dativ Singular oder Nominativ Plural sein. Im Italienischen dagegen ist die Form *case* eindeutig als Plural ausgewiesen. Es ist auch eine wohlbekannte Tatsache, daß im Vulgärlateinischen Wörter wie *socrus* oder *nurus* eine eindeutige Genusmarkierung erhalten und daß eine Genusunterscheidung dann auch für

Adjektive wie *pauper* eingeführt wurde (in der Appendix Probi finden wir *socra, nura, paupera mulier*). Folglich werden nicht alle Nominalfunktionen im Romanischen periphrastisch (syntagmatisch) ausgedrückt, und in dieser Hinsicht wäre die Charakterisierung, die wir oben angedeutet haben, zu weit. Was nun das Verb betrifft, so gibt es gar keinen Zweifel daran, daß die meisten einfachen, "synthetischen" Verbformen erhalten geblieben sind; gleichzeitig stellt man jedoch auch für das Verb periphrastische Formen fest wie *habeo dictum, dicere habeo* ("ich habe gesagt", "ich werde sagen") und darüberhinaus wird das gesamte romanische Passiv periphrastisch gebildet: Unter diesem Gesichtspunkt wäre dieselbe Charakterisierung (d.h. paradigmatische Bestimmung im verbalen und syntagmatische Bestimmung im nominalen Bereich) also zu eng gefaßt, denn die sogenannte "periphrastische Tendenz" schließt auch einen Teil des verbalen Bereichs mit ein.

5. Wir müssen daher einen anderen Weg einschlagen. Da die periphrastischen Formen ganz ohne Zweifel im Vulgärlateinischen und im Romanischen ein bedeutendes und bemerkenswertes Phänomen darstellen, liegt die Frage nahe, ob die sogenannte "periphrastische Tendenz" vielleicht einem homogenen funktionellen Gestaltungsprinzip entspricht. Oder besser gesagt: Im Vulgärlateinischen und im Romanischen stellt man im gesamten Bereich der Morphologie sowohl synthetische Formen, also innere Funktionsbestimmungen, als auch periphrastische Formen, also syntagmatische oder äußere Bestimmungen, fest. Die typologische Frage lautet nun folgendermaßen: Gibt es im Vulgärlateinischen und im Romanischen ein einheitliches Gestaltungsprinzip, eine funktionelle Einheitlichkeit, eine homogene funktionelle Ausrichtung der paradigmatischen Bestimmungen auf der einen und der syntagmatischen Bestimmungen auf der anderen Seite? Und wenn ja, wie sieht dieses homogene funktionelle Gestaltungsprinzip aus?

Kehren wir zunächst einmal zu den Nominalformen zurück. Wie wir gesehen haben, bewahrt, ja verstärkt das Vulgärlateinische die formale Unterscheidung zwischen Singular und Plural und zwischen Maskulinum und Femininum, schafft aber die Deklination ab. Wie kann nun das einheitliche Prinzip lauten, dem dieser Tatbestand unterliegt? Welche funktionelle Einheitlichkeit gibt es bezüglich Numerus und Genus, und was setzt diese beiden Kategorien gegen die Kategorie "Kasus" ab?

Nun, Singular und Plural, Maskulinum und Femininum sind sozusagen innere, nicht-relationelle, "nicht-aktuelle" Funktionen: Sie entsprechen der gedachten und bezeichneten Wirklichkeit oder einer bereits vorhandenen sprachlichen Klassifizierung der Wirklichkeit, aber nicht der jeweiligen Relation, die man in einem Satz erst herstellt. Es handelt sich nicht um Funktionen "im Satz", sondern um Funktionen der "Wörter" an sich. Ob ein Substantiv Maskulinum oder Femininum ist, ob man an eine Sache oder an mehrere Sachen denkt, ist unabhängig von den aktuellen Relationen, die innerhalb des Satzes hergestellt werden. Daher können Maskulinum und Femininum, Singular und Plural jede Nominalfunktion im Satz übernehmen, wie Subjekt, direktes Objekt, indirektes Objekt, denn sie sind von diesen Funktionen unabhängig. Die Kasusfunktionen hingegen sind "aktuelle", äußere, relationelle Funktionen, die eine der konkreten Ausdrucksabsicht entsprechende Relation innerhalb des Satzes herstellen. Eine Form wie *patris* z.B. impliziert einen Bezug auf eine andere Sache. Im Vulgärlateinischen und Romanischen werden nun diese Funktionen vor allem durch äußere, syntagmatische materielle Bestimmungen

ausgedrückt. Das Gestaltungsprinzip des Vulgärlateinischen und Romanischen lautet also in diesem Fall so: *innere, paradigmatische materielle Bestimmungen für gleichfalls innere, nicht-relationelle Funktionen* und *äußere syntagmatische materielle Bestimmungen für gleichfalls äußere, relationelle Funktionen*.

6. Von dieser Feststellung ausgehend kann man sich nun fragen, ob dasselbe Prinzip auch auf andere Fälle anwendbar ist. Und tatsächlich läßt es sich ohne Schwierigkeiten auf die Steigerung der Adjektive (und natürlich der Adverbien) anwenden. Gerade die Steigerungsstufen von Adjektiven stellen ja einen aktuellen Vergleich von zwei oder mehr Gegenständen, von zwei oder mehr Eigenschaften, von zwei oder mehr Graden derselben Eigenschaft dar, also die aktuelle Herstellung einer Relation: Sie drücken eine "äußere" Funktion *par excellence* aus. Daher werden in der Regel die Steigerungsstufen im Vulgärlateinischen und Romanischen durch äußere, syntagmatische Bestimmungen ausgedrückt, und die ursprüngliche, synthetische Steigerung des klassischen Lateins verschwand. Sie blieb lediglich in Fällen von Suppletivismus erhalten, wie bei *bonus – melior* und *malus – peior*, wo die Komparative ganz andere "Wörter" waren, lexikalische Formen, die sich neben dem entsprechenden Positiv erhalten haben. Hier liegt aber keine grammatische, sondern eine lexikalische Erhaltung vor, d.h. man hat *melior, peior* neben *bonus, malus* als andere Wörter, als unabhängige lexikalische Formen bewahrt. Daß dem tatsächlich so war, kann man auch an den Fällen eindeutig ablesen, in denen Komparative erhalten blieben, obwohl die Grundstufen, die ihnen semantisch, nicht jedoch formal entsprachen, eliminiert wurden. So geschehen im Fall von *parvus, minor* und in weiten Teilen der Romania auch von *magnus, maior*. Es wurde also in diesen Fällen nicht das grammatische Verfahren beibehalten, sondern die lexikalische Form als solche.

Denselben Sachverhalt stellt man im übrigen bei den Personalpronomen fest, bei denen wiederum nicht die Deklination als Verfahren, sondern vielmehr die Formen *ego – mihi – me, tu – tibi – te* als verschiedene Wörter beibehalten wurden.

7. Aber wie läßt sich eben dieses Prinzip auf das vulgärlateinische und das romanische Verb anwenden? Wie lassen sich vom typologischen Gesichtspunkt her periphrastische Verbformen wie *habeo dictum* und *dicere habeo* rechtfertigen? Hier kann natürlich nicht mit der Opposition "aktuell – nicht-aktuell" argumentiert werden. Die Tempora der Verben haben ja im Prinzip nichts mit der Kategorie der "Aktualisierung" zu tun. Sie sind nicht "aktualisierbar", sondern im Gegenteil "aktualisierend": Sie aktualisieren den ganzen Satz indem sie ihn einem bestimmten Zeitraum zuordnen, und sie bilden die Grundlage für alle Relationen innerhalb des Satzes. Zwar erscheinen sie kraft einer Relation (nämlich kraft eines Bezuges zum Zeitpunkt des Sprechens), aber das betrifft ihre Stellung im Paradigma und nicht ihr Funktionieren im Syntagma (dasselbe gilt für die Pronomen und die deiktischen Adverbien, deren Paradigmen ebenfalls räumliche oder zeitliche Positionen in bezug auf den Sprecher zum Zeitpunkt des Sprechens ausdrücken). Und im Syntagma stellen die Verbaltempora keine eigentlich "äußere" Relation dar, sie implizieren keinen Bezug zu den anderen Satzteilen.

Jedoch können die Verbaltempora in einem anderen Sinn etwas Nicht-Relationelles bzw. Relationelles bedeuten. Das Tempus eines Verbs kann nämlich entweder *eine einzige*

zeitliche Position oder aber *zwei* Positionen zugleich ausdrücken, in letzterem Fall impliziert das Tempus allein durch seine Bedeutung eine Relation zwischen zwei Zeitpunkten. Die periphrastischen Tempora des Vulgärlateinischen und des Romanischen entsprechen nun eben diesem zweiten Fall. Das klassische Latein bot in beiden Fällen einen paradigmatischen Ausdruck mittels einfacher Formen, besser gesagt das klassische Latein kannte diesen Unterschied gar nicht, d.h. er war dort nicht funktionell. Eine Form wie *dixi* konnte je nach Kontext entweder gr. *εἶπον* oder gr. *εἶρηκα* entsprechen. Im Vulgärlateinischen dagegen wird *dixi* in der einfachen, aoristischen Bedeutung beibehalten und für die relationelle (perfektische) Bedeutung durch *habeo dictum* ersetzt:

*dixi*  $\left\{ \begin{array}{l} \text{εἶπον} - \text{dixi ("Aorist")} \\ \text{εἶρηκα} - \text{habeo dictum ("Perfekt")} \end{array} \right.$

Die Periphrase bedeutet also nicht dasselbe wie das klassische *dixi*, sie entspricht nur einem Teil der Verwendungsmöglichkeiten des ursprünglichen *dixi*, nämlich der relationellen Bedeutungsvariante. Sie drückt eine Handlung in der Vergangenheit aus und gleichzeitig ein Ergebnis in der Gegenwart, ungefähr: "Was in der Vergangenheit von mir gesagt wurde, ist weiterhin gültig, behält seinen Wert bei." Dasselbe gilt mutatis mutandis auch für die Periphrase *dicere habeo*, die ursprünglich eine Handlung in der Zukunft und zugleich eine Absicht in der Gegenwart bedeutet, also etwa: "Ein zukünftiges Sagen entspricht meiner gegenwärtigen Absicht." Daraus ergibt sich also folgendes:

Vergangenheit    Präsens    Präsens    Futur  
*dictum*      *habeo*      *habeo*      *dicere*

Zwar "agglutinierte" die Periphrase vom Typ *dicere habeo* dann später, d.h. sie wurde vereinfacht und in ein Paradigma überführt, so daß die ursprünglich syntagmatische Bestimmung zu einer rein paradigmatischen Bestimmung wurde (*dirai, dirò, diré, direi*), aber von da an drückt diese Form keinen Bezug zur Gegenwart mehr aus, sondern lediglich eine zukünftige Handlung, während die relationelle Bedeutung durch neue Periphrasen ausgedrückt wird, wie *je vais dire, voy a decir, vou dizer*. Das typologische Gestaltungsprinzip für das Verb im Vulgärlateinischen und im Romanischen ist folglich dasselbe wie für das Nomen, d.h. die verbalen Periphrasen haben im Grunde denselben funktionellen Sinn wie die nominalen Periphrasen. Und die "Äußerlichkeit" des Bezuges ist hier so zu verstehen, daß der konjugierte Teil der Verbalperiphrase den Satz in einen ganz bestimmten Zeitraum einordnet (in unserem Beispiel ins Präsens), während sich der nicht-konjugierte Teil auf einen anderen Zeitraum bezieht (entweder auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft). Man könnte auch sagen, daß die periphrastischen Tempora gerade eine Relation innerhalb der Zeit aktualisieren. Das heißt, die einfachen Formen des Verbs sind funktionell analog zu Numerus und Genus im nominalen Bereich, und die periphrastischen Formen sind den Kasus analog.

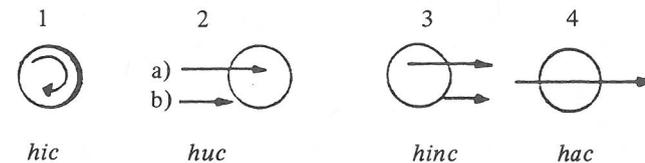
In Übereinstimmung mit diesem neuen Gestaltungsprinzip des lateinischen Sprachtypus wurde das gesamte Passiv periphrastisch (*amatus sum* ersetzt *amor* und folglich wird das alte *amatus sum* durch *amatus fui* ersetzt), denn das Passiv in seiner eigentlichen Bedeutung impliziert immer einen äußeren Bezug, nämlich den zum Agens. Und dort, wo dieser

Bezug nicht existiert, wo das Agens nicht genannt wird oder unbestimmt bleibt, wie beim unpersönlichen Gebrauch des lateinischen Passivs, wird dieses auch nicht durch das neue vulgärlateinische Passiv ersetzt, sondern entweder durch die reflexivische oder ganz einfach durch die aktivische Form ausgedrückt (*dicitur* "man sagt" – *se dicit, dicit* z.B. rum. *se zice, zice*). Dasselbe gilt für den medialen Gebrauch des lateinischen Passivs: *nominor leo* → it. *mi chiamo leone*. Folglich hat man hier eine funktionelle Unterscheidung in eben dem Sinne der Opposition von relationell und nicht-relationell, wo das klassische Latein auf der Ebene der Sprache *nicht* unterscheidet:

Klassisches Latein      Vulgärlatein  
 Passiv       $\left\{ \begin{array}{l} \text{relationell - Passiv} \\ \text{nicht-relationell} \left\{ \begin{array}{l} \text{unpersönlich} \\ \text{medial} \end{array} \right. \end{array} \right.$

Man stellt also im Vulgärlatein sowohl für Nominalformen als auch für Verbalformen eine Veränderung des Sprachsystems in folgende Richtung fest: Für innere, nicht-aktuelle, d.h. nicht durch den Satz gegebene, nicht-relationelle Funktionen bleiben innere, absolute, paradigmatische materielle Bestimmungen erhalten; für äußere, durch den Satz gegebene Funktionen, für Beziehungen, werden äußere, relationelle, syntagmatische materielle Bestimmungen eingeführt.

8. Die Neuerungen im System der deiktischen Ortsadverbien im Vulgärlateinischen reihen sich gleichfalls in dieses typologische Prinzip ein. Es wird oft gesagt, daß im Vulgärlateinischen der Ortsbegriff und der Richtungsbegriff (d.h. *ibi* und *eo, hic* und *huc, illic* und *illuc*) im Adverbialsystem "zusammengefallen" seien. Das ist aber nicht ganz richtig und trägt auch nur einem Teil des Problems Rechnung, denn die Veränderung reicht in Wirklichkeit viel tiefer und ist zugleich auch anders. Im klassischen Latein hielt das System der Ortsadverbien bekanntlich verschiedene Formen für die verschiedenen räumlichen Bestimmungen bereit: *hic - huc - hinc - hac, ibi - eo - inde - ea*, usw. Aber jede der Formen *huc, hinc, hac*, um uns auf die erste Reihe zu beschränken, bedeutete ja "*hic* + eine bestimmte Determination":



Im klassischen Latein wurden alle diese Bestimmungen auf innere, paradigmatische Weise ausgedrückt. Zum einen werden nun im Romanischen eben diese Bestimmungen mittels syntagmatischer Verfahren ausgedrückt, d.h. in allen Fällen wird ein und dieselbe Grundform verwendet, erhält jedoch je nach den darzustellenden räumlichen Verhältnissen eine äußere materielle Determination; zum anderen fallen "Ort" (Fall 1) und "Endpunkt der Bewegung" (Fall 2a; nicht im Sinne von "Richtung" aufzufassen) zusammen. Anders ge-

sagt: Die Tatsache des "In-einem-Raum-Statfindens" und des "In-einem-Raum-Zuendegehens" werden als eine einzige und zwar innere Bestimmung aufgefaßt. Handelt es sich hingegen um ein echtes äußeres Verhältnis, d.h. läuft die gesamte Bewegung außerhalb des betreffenden Raumes ab, so benutzt das Romanische auch für die Richtung die äußere materielle Determination, die von seinen typologischen Prinzipien verlangt wird. So z.B. im Spanischen:



Also nur in diesem Sinne "verschmelzen" Ort und Bewegung im Vulgärlateinischen. In Wirklichkeit wird hierbei Fall 2 des klassischen Latein auf zwei verschiedene Arten interpretiert: In der Bedeutung a) (Ende der Bewegung) geht er mit in den ersten Fall ein, in der Bedeutung b) (in Richtung auf) wird er als etwas anderes angesehen, nämlich als eine relationelle Funktion.

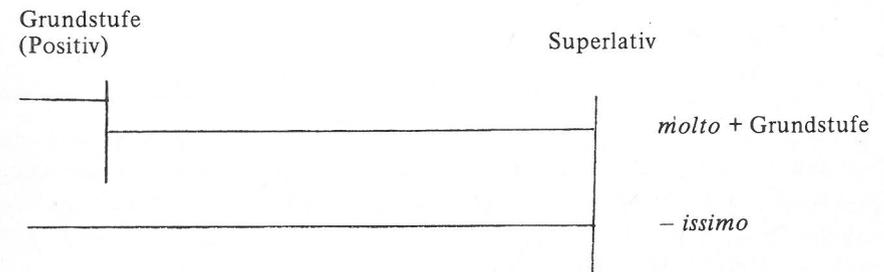
9. Ein anderer, in diesem Zusammenhang äußerst interessanter Fall ist der des neuen romanischen Superlativs. Bekanntlich wurde der klassischlateinische synthetische Superlativ aus *-issimus (-rimus)*, der im Vulgärlatein verlorengegangen war, zur Zeit des Humanismus und der Renaissance wieder ins Italienische, Spanische und Portugiesische eingeführt. Er wurde jedoch nicht mit derselben Bedeutung wie im klassischen Latein eingeführt, sondern nur für den absoluten, nicht-relationellen Gebrauch (*altissimus homo*). Für die relationelle Bedeutung dagegen (*altissimus hominum*), die sich ausdrücklich auf einen Vergleich bezieht, verwendet man in allen drei Sprachen den romanischen periphrastischen Superlativ (*il piu alto, el más alto, o mais alto*). Es gibt also:

<i>altissimus</i>	(homo)	(un uomo) <i>altissimo</i>
	(hominum)	(un hombre) <i>altísimo</i> (um homem) <i>altíssimo</i>
		<i>il piu alto</i> (fra gli uomini)
		<i>el más alto</i> (de los hombres)
		<i>o mais alto</i> (dos homens)

So wird das romanische typologische Prinzip vollständig eingehalten. Da der synthetische Superlativ in elativerischer Verwendung genau dem romanischen typologischen Gestaltungsprinzip entspricht, wurde er ohne Schwierigkeiten von den genannten Sprachen aufgenommen und ist sogar völlig gebräuchlich geworden. Die Konstruktion vom Typ *altissimo fra gli uomini*, die nicht der besagten Ausrichtung entspricht, ist dagegen noch immer ein klarer Latinismus und hat keinen Eingang in die Volks- und Umgangssprache gefunden. Darüber hinaus kann man für den absoluten Superlativ noch eine weitere, ganz symptomatische Anwendung desselben Prinzips belegen: Die drei genannten Sprachen haben nämlich in dieser Hinsicht zwei Möglichkeiten zur Wahl, und zwar den wiedereingeführten

synthetischen Superlativ aus dem klassischen Latein und den überlieferten periphrastischen Superlativ des Vulgärlateinischen (*molto alto, muy alto, muito alto*). Nun sind die beiden absoluten Superlative zwar identisch, was die *Bezeichnung* angeht, nicht jedoch hinsichtlich ihrer *Bedeutung*. Beide können den höchsten Grad einer Eigenschaft bezeichnen und sind darum sehr oft austauschbar. Aber sie drücken diesen Grad nicht auf dieselbe Weise aus, sie haben genau genommen nicht dieselbe Bedeutung, und aus diesem Grund sind die nicht in allen Fällen austauschbar. Der periphrastische absolute Superlativ impliziert immer einen Bezug zur Grundstufe, dieser Bezug wird aber vom synthetischen absoluten Superlativ (Elativ) gerade nicht impliziert: Dieser hat vielmehr eine emphatische Wert, er bedeutet *direkt* den höchsten Grad einer Eigenschaft, ohne ihn in eine Beziehung zur Grundstufe zu setzen. Antwortet man z.B. im Spanischen auf eine Frage wie *?Qué te parece esta casa?* mit *Es altísima*, so ist das nicht dasselbe, wie wenn man mit *Es muy alta* antworten würde. Im ersten Fall handelt es sich ganz einfach um die unmittelbare Feststellung, daß ein Haus sehr hoch ist. Die zweite Antwort dagegen bedeutet eher "zu hoch", "höher als ich dachte", "höher als nötig". Genauso verhält es sich im Italienischen und im Portugiesischen. Der periphrastische absolute Superlativ im Romanischen entspricht eher der Verwendung des sogenannten "absoluten" lateinischen Komparativs.

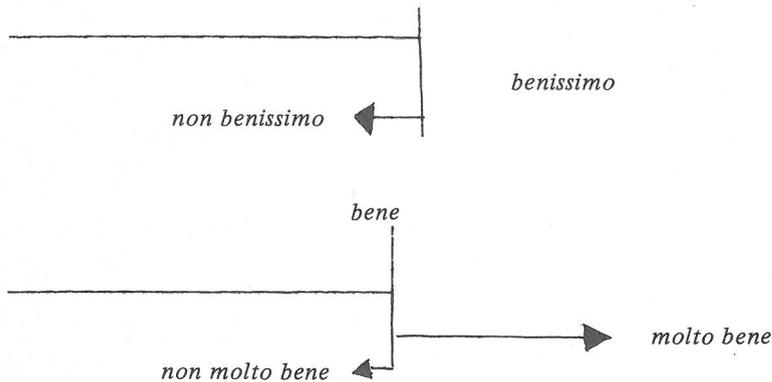
Besonders deutlich läßt sich das im Italienischen zeigen, denn das Italienische hat diese Möglichkeit auch in Fällen, in denen bei den anderen beiden Sprachen nur die periphrastische Möglichkeit in Frage kommt. Es klingt im Italienischen ziemlich seltsam, wenn man etwas von vornherein als *molto bene* einstuft, ohne daß man durch einen Kontext oder eine bestimmte Situation auf eine Abstufung bzw. Relation schließen kann. In einem solchen Fall sagt man entweder *bene* oder *benissimo*. Wenn aber eine Verstärkung vorliegt, so kann man durchaus sagen *bene, bene, molto bene*. Sagt man zu jemandem *Lei è ancora giovanissimo*, so stellt man ganz einfach fest, daß er sehr jung ist. Im Gegensatz dazu kann *Lei è ancora molto giovane* durchaus bedeuten "Sie sind zu jung" oder sogar "Sie sind für Ihr Alter nicht reif genug". Nehmen wir einmal an, man hätte uns ein junges Fräulein als Sekretärin empfohlen. Sie stellt sich also vor, und wir stellen fest, daß sie sehr jung ist. Wenn wir ihr nun sagen *Ma Lei è giovanissima*, so heißt das lediglich "Sie sind sehr jung". Wenn wir hingegen sagen *Ma Lei è molto giovane*, so impliziert das "jünger als ich eigentlich dachte", "jünger als man mir sagte", "ich finde Sie zu jung" usw., d.h. darin steckt immer ein impliziter Bezug zur Grundstufe *giovane*. Daraus ergibt sich:



Der Superlativ mit *molto* bedeutet einen Grad, der jenseits der Grundstufe liegt, der über die Grundstufe hinausreicht, während der Superlativ auf *-issimo* direkt den höchsten Grad einer Eigenschaft ausdrückt, ohne daß die Grundstufe dabei impliziert wird. Noch deutlicher wird dies in Negationen, wie etwa bei:

*Come sa Tizio l'italiano?* – *Non lo sa benissimo.*  
 – *Non lo sa molto bene.*

Die erste Antwort heißt soviel wie "nicht perfekt", aber damit kann immer noch "gut" oder sogar "mehr als gut" gemeint sein, denn negiert wird lediglich der allerhöchste Grad. Im Gegensatz dazu bedeutet die zweite Antwort implizit "nicht gut", "weniger als gut", denn hier wird verneint, daß die Grundstufe übertroffen wird.



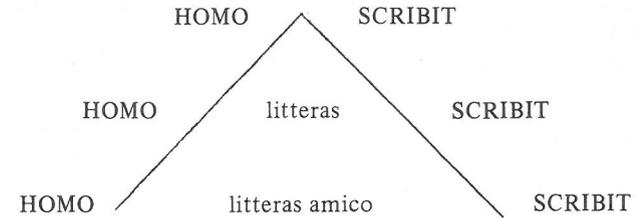
Jemand, der *non intelligentissimo* ist, kann immerhin noch intelligent sein, dagegen ist jemand, der *non molto intelligente* ist, ganz sicher nicht gerade der Hellste.

Die verschiedenen Werte der italienischen Superlative (wie auch der spanischen und portugiesischen Superlative) lassen sich im Vergleich zum klassisch-lateinischen Superlativ folgendermaßen darstellen:

	mit Bezug zur Grundstufe	ohne Bezug zur Grundstufe
altissimus	ohne Vergleich	molto alto
	mit Vergleich	il piú alto
	altissimo	

10. All das stellt man im Bereich der Morphologie in der traditionellen Bedeutung dieses Terminus fest, d.h. im Hinblick auf die grammatische Ebene des Wortes innerhalb des Satzes. Dasselbe strukturelle Gestaltungsprinzip – vorausgesetzt, es handelt sich dabei wirklich um ein typologisches Prinzip – müßte nun auch für die Syntax gelten. Was kann man also in diesem Bereich feststellen?

Das Lateinische zog, wie wir wissen, auch in der Syntax das Verfahren der inneren materiellen Bestimmung vor. Was innerhalb des Satzes auf der Formenebene durch das Wort dargestellt wird, das entspricht auf der Satzebene dem "Satzkern", der aus Subjekt und Verb besteht. Und auf die Satzkonstruktion angewendet bedeutet "innere materielle Bestimmung", daß alle anderen Satzteile in den Kern eingefügt werden. Im klassischen Latein hatte man also:

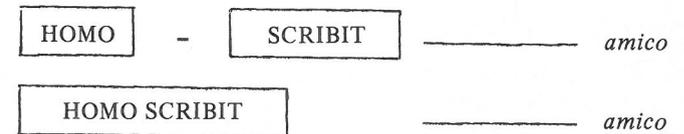


So und nicht anders ist die sogenannte "zirkuläre" Konstruktion des Lateinischen zu verstehen, das Lateinische bevorzugte nämlich auch bei der Syntax, wie in seinem übrigen Grammatiksystem, "paradigmatische" Bestimmungen.

Nun wird gewöhnlich behauptet, diese "zirkuläre" Konstruktion sei im Vulgärlateinischen und Romanischen durch die sogenannte "lineare" Konstruktion abgelöst worden. Man habe demnach im Vulgärlateinischen und Romanischen an erster Stelle das Subjekt mit all seinen Bestimmungen und anschließend das Verb mit den verbalen Bestimmungen, den sogenannten "compléments", z.B.:

*HOMO bonus SCRIBIT litteras amico (ad amicum).*  
*L'UOMO buono SCRIVE una lettera all'amico.*  
*EL HOMBRE bueno ESCRIBE una carta al amigo.*

Also im Lateinischen *AA – Abba – AbccbA* und im Romanischen *AA – AbAb – AbcAbc*, wobei AA den Satz Kern darstellt und b, c die Bestimmungen. Das ist alles gut und schön, aber es stimmt leider nur oberflächlich betrachtet und rein materiell. Das Verb hat nämlich in Wirklichkeit keine Bestimmungen in dem Sinne: Es ist selbst determinierend und nicht determiniert. Und das, was man "Bestimmungen des Verbs" nennt, sind in Wirklichkeit Bestimmungen des Satzes, des gesamten Kerns. Das wahre Verhältnis ist nicht etwa



sondern:

Ein deutlicher Beweis hierfür ist die Tatsache, daß die Fragen nach den angeblichen Bestimmungen des Verbs nicht allein mit dem Verb, d.h. ohne Subjekt, gestellt werden können. Man kann sehr wohl mit Hilfe des Verbs und eines Interrogativpronomens nach dem Subjekt fragen: *Qui est venu?* – *Jean. Cine a venit?* *Ion.* Wenn aber die angeblichen Bestimmungen des Verbs erfragt werden sollen, ist das Subjekt notwendigerweise immer

schon da, und sei es nur implizit (wie bei span. *?Cuándo vino?, ?Qué hace?*; rum. *Cînd a venit?, Ce face?*), in vielen Sprachen, wie im Französischen und im Deutschen, muß es sogar materiell vorhanden sein (*Quand est-il venu?, Wann ist er gekommen?, Was macht er?*). Da es sich in diesem Fall um Bestimmungen des ganzen Kerns handelt, müssen die jeweiligen Fragen auch mit dem ganzen Kern gestellt werden.

Echte Determinationen des Verbs sind in Wirklichkeit die sogenannten "Modalverben" (*JEAN doit LIRE, JUAN debe LEER*). Obwohl in Sätzen wie *Jean doit lire, Jean veut lire* die konjugierten Formen *doit* und *veut* vorkommen, sind die "modalen Hilfsverben" darin determinierend und *lire* wird determiniert, nicht umgekehrt. Die weiteren Bestimmungen des Kerns können ja auch nur *lire* näher bestimmen und nicht etwa *doit* oder *veut* (*Jean doit lire, veut lire – des livres*), und außerdem kann *lire* nicht mit echten "compléments" (d.h. Objekten) koordiniert werden (vgl. *\*Jean doit lire et cinquante francs, \*Jean veut lire, une maison et un jardin*).

Wie sieht dies nun im Romanischen aus?

Man stellt fest, daß die näheren Bestimmungen des Subjekts, die, vom Kern aus betrachtet, keinerlei Bezug nach außen enthalten, ebenfalls in den Kern eingefügt werden (*EL HOMBRE ESCRIBE, EL HOMBRE bueno ESCRIBE, L'ELEVE ECRIT, LE bon ELEVE ECRIT* usw.). Genau dasselbe stellt man auch für die echten Determinierungen des Verbs fest, also für die "Modalverben". Die anderen Bestimmungen hingegen (direkte und indirekte Objekte, Orts- und Zeitangaben, Bestimmungen der Art und Weise usw.), die ja den ganzen Satzkern determinieren und die im Hinblick darauf einen äußeren Bezug darstellen, stehen außerhalb des Kerns (und nicht einfach nur "hinter dem Verb").

Wir stellen also für den einfachen Satz dasselbe strukturelle Prinzip fest wie für das Wort: innere materielle Bestimmungen für innere Funktionen und äußere materielle Bestimmungen für äußere Funktionen, für Relationen.

11. Der Sachverhalt bleibt auch bestehen, wenn man ihn auf die Struktur komplexer Sätze überträgt. Die Rolle, die der Kern innerhalb des einfachen Satzes spielt, wird im komplexen Satz vom Hauptsatz übernommen. Auch hier gab das Lateinische dem Verfahren der inneren materiellen Bestimmung den Vorzug, d.h. der Nebensatz (oder die Nebensätze) wurden in den Hauptsatz eingefügt, z.B.

1. *HOMO qui scit SCRIBIT*
2. *HOMO id quod scit SCRIBIT*
3. *HOMO cum vult SCRIBIT*

Im Romanischen heißt es dagegen:

1. *L'HOMME qui sait ECRIT*
  2. *L'HOMME ECRIT ce qu'il sait*
- aber: a) *L'UOMO quando vuole SCRIVE*
- und: 3. b) *L'UOMO SCRIVE quando vuole*

Das bedeutet also folgendes: Wenn der Nebensatz eine nähere Bestimmung zum Subjekt des Hauptsatzes ist (Fall 1), also eine innere Bestimmung, dann steht er, wie im Lateinischen, innerhalb des Hauptsatzes. Wenn aber der Nebensatz einer "complément"-Funk-

tion entspricht, also eine nähere Bestimmung des ganzen Hauptsatzes darstellt (Fall 2), so steht er außerhalb des Hauptsatzes. Eben dadurch wird der äußerst interessante Unterschied zwischen den zwei italienischen Beispielen (Fall 3) ermöglicht, der beide denkbaren Interpretationen des entsprechenden lateinischen Beispiels offenlegt. In der Auslegung a) stellt der Ausdruck *quando vuole* eine nähere Bestimmung des Subjekts dar und bedeutet "wenn der Mensch Willen hat", "wenn der Mensch guten Willens ist". Dagegen ist derselbe materielle Ausdruck in der Auslegung b) eine nähere Bestimmung des ganzen Hauptsatzes und drückt die Umstände aus, unter denen die Schreibtätigkeit abläuft: "zu jedem Zeitpunkt, zu dem er (der Mensch) es will", "zu jedem beliebigen Zeitpunkt".

Im komplexen Satz weist das Romanische also dieselben Strukturierungsprinzipien auf, wie im einfachen Satz und in der Morphologie des Wortes.

12. Was nun die Auswirkungen eben dieser allgemeinen Ausrichtung des Sprachsystems im Bereich des Wortschatzes angeht, so werden wir uns auf ein einziges Beispiel beschränken, und zwar auf die Diminutiva. Einer der auffälligsten Züge, die den vulgärlateinischen Wortschatz auszeichnen, ist bekanntlich die sehr weit entwickelte Derivation, vor allem die sogenannte "Tendenz" zu Diminutiv- und Augmentativbildungen, was im übrigen noch heute ein Charakteristikum der meisten romanischen Sprachen darstellt. Zur Illustration sei hier nur ein Beispiel aus dem Italienischen angeführt: *donna – donnina – donnino – donnetta – donnicciuola – donnona – donnono – donnaccio, uomo – omino – ometto – omicciuolo – omone – omaccio – omaccione*. Ohne einen bestimmten Kontext kann man im Spanischen nicht gut *un pequeño libro* sagen, sondern man sagt dann (und muß es sogar sagen) *un librito*. Ebenso heißt es im Portugiesischen nicht *um pequeno livro*, sondern *um livrinho* und im Rumänischen nicht *o carte mică*, sondern *o cărtuție, o cărticică*.

Diese "Tendenz", die ja eigentlich im Widerspruch zum angeblichen analytischen Charakter der romanischen Sprachen stehen würde, wird im allgemeinen dem volkstümlichen Bedürfnis nach Expressivität zugeschrieben, ja man spricht sogar zuweilen von der "typischen bildhaften Ausdrucksweise der romanischen Völker", was nicht nur ziemlich naiv, sondern vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus alles andere als exakt ist. Merkmale wie "ausdrucksstark" und "ausdrucksschwach" können nämlich bestenfalls einem konkreten Sprechakt oder einem Text zugeschrieben werden, aber nicht der Sprachtechnik, die als solche diesbezüglich unbestimmt ist. Diminutiva und Augmentativa gehören nun aber gerade zur Sprachtechnik, die weder ausdrucksstark noch ausdruckschwach ist, und nicht nur zur Ebene der Verwendung der Sprache in Äußerungen oder Texten.

Im übrigen scheint es fraglich, ob die romanischen Völker in ihrer Gesamtheit tatsächlich ausdrucksfreudiger sind als andere Völker. Aber wie dem auch sei, dies ist keine sprachwissenschaftliche Frage. Vom linguistischen Standpunkt aus sind Diminutiva und Augmentativa ganz einfach Verfahren, um innerhalb des Wortes, d.h. innerlich, paradigmatisch bestimmte, allgemeine, elementare Eigenschaften auszudrücken (*groß* und *klein*, die oft mit den ebenso elementaren Eigenschaften *gut* und *schlecht* auf die eine oder andere Weise kombiniert werden), wobei diese als permanente, untrennbare und wesentliche Eigenschaften des betreffenden Objekts aufgefaßt werden. Und sie sind im Romanischen nicht gleichbedeutend mit den Verknüpfungen Substantiv + Adjektiv, sondern

drücken immer etwas Nicht-Relationelles aus. Wenn es dagegen um eine Relation geht, um einen impliziten oder expliziten Vergleich, so findet man auch in den erwähnten romanischen Sprachen, trotz ihrer Vorliebe für Diminutiva, nur die Bestimmung mit Hilfe von Adjektiven. So heißt es z.B.: *un libro pequeño y uno grande, un libro grosso e uno piccolo* (und nicht: *un librone e un libriccino*), *Quale libro vuole? Voglio il piccolo, non il grande* (und nicht: *Voglio il libriccino, non il librone*). Auch hier wird der Unterschied wieder am deutlichsten, wenn die beiden Möglichkeiten im Text direkt einander gegenübergestellt werden. Wenn ich z.B. auf italienisch oder spanisch sage: *Prima voglio costruirmi una casetta. Primero quiero construirme una casita*, so impliziert das wohl, daß ich für später auch noch andere Absichten habe, aber es wird keinerlei Hinweis auf ein weiteres Haus gegeben. Wenn ich aber sage: *Primo voglio costruirmi una casa piccola, Primero quiero construirme una casa pequeña*, so wird dadurch automatisch mitausgedrückt: "und nicht das große Haus, das ich eigentlich wollte, an das ich gedacht hatte, das ich im Moment nicht bauen kann, aber vielleicht irgendwann später bauen werde, . . .". Noch ein letztes Beispiel hierzu: Eine Kinderbuchreihe, die im Englischen *The little golden books* und im Französischen *Les petits livres d'or* heißt, wurde zweimal ins Spanische übersetzt, und zwar in Mexiko mit dem Titel *Los pequeños libros de oro* und in Argentinien mit dem Titel *Los libritos de oro*. Die richtige spanische Übersetzung ist hier nun ganz eindeutig die in Argentinien angefertigte, der in Mexiko gewählte Titel impliziert nämlich eine Opposition zu einer anderen Reihe, die *Los grandes libros de oro* heißen müßte, oder wenigstens *Los libros de oro*.

13. Wir haben also dieselbe typologische Ausrichtung, dieselben Strukturierungsprinzipien in der "Morphologie", in der "Syntax" und im Wortschatz der romanischen Sprachen festgestellt. Man muß jedoch betonen, daß es sich dabei um eine "allgemeine Ausrichtung" des Systems oder besser gesagt der Systeme der romanischen Sprachen handelt und nicht um starre Gesetze ohne Ausnahmen. Von Fall zu Fall muß man immer auch die jedem Sprachsystem innewohnende Freiheit mit in Betracht ziehen. So läßt sich etwa im Falle des einfachen und des komplexen Satzes – im Hinblick auf subjektive Ausdrucksabsichten – die Wort- und Satzstellung ändern, wo dies keine objektiven Bedeutungsunterschiede auslöst; die Regeln des Systems sind in der Tat nur dort verbindlich, wo es um objektive semantische Unterschiede geht, wie z.B. bei *L'uomo quando vuole scrivere/scrive quando vuole*. Hier wird eine objektive funktionelle Unterscheidung ausgedrückt, aber selbst in solchen Fällen ist oft das eine grammatische Verfahren gegen ein anderes austauschbar (z.B. die "Wortstellung" durch die Intonation). Darüber hinaus muß man bedenken, daß kein historisch gewordenes System genau, vollständig und ausschließlich einem einzigen typologischen Prinzip folgt, denn in den historisch gewordenen Systemen sind immer zugleich auch Überreste aus älteren Systemen sowie die Vorläufer neuer Systeme enthalten. So war der paradigmatische Ausdruck von Funktionen im Lateinischen zweifellos vorherrschend, das Latein kannte aber auch einen recht weit verbreiteten Gebrauch von Präpositionen, um Kasusfunktionen auszudrücken, und auch die Steigerung von Adjektiven und Adverbien wurde zum großen Teil periphrastisch gebildet. Ebenso war das Passiv in der Hälfte aller Fälle bereits im klassischen Latein periphrastisch und trotz der Vorliebe für die sogenannte "zirkuläre Konstruktion" wurden einige Neben-

sätze, wie kausale, konsekutive und finale, sehr oft und sogar üblicherweise außerhalb des Hauptsatzes angesiedelt. Der romanische Sprachtypus unterscheidet sich zwar sehr stark vom lateinischen Typus, aber er ist nicht etwa *ex nihilo* entstanden. Im Grund stellt er die Weiterentwicklung einer Reihe von Möglichkeiten dar, die bereits im lateinischen System angelegt sind.

14. Es muß ferner ausdrücklich betont werden, daß die Typologie nicht mit der geschichtlichen Erklärung des Sprachwandels zusammenfällt: Sie ist lediglich die Feststellung und die Beschreibung der Sprachtechnik auf ihrer höchsten Ebene, in ihren ganz allgemeinen Zügen. Die Motivation des Sprachwandels durch den Typus hat folglich denselben Stellenwert und denselben theoretischen Status wie die Erklärungen desselben durch das System (vgl. hierzu COSERIU: 1958/<sup>3</sup>78).

15. Abschließend soll noch darauf hingewiesen werden, daß sich in der Geschichte einer Sprache das typologische Gestaltungsprinzip des Systems ändern kann, noch bevor es vollständig realisiert wurde. Innerhalb der romanischen Sprachen trat dieser Fall beim Französischen ein. Im Mittelalter wies das Französische dieselbe allgemeine Ausrichtung wie die anderen romanischen Sprachen auf, ja es war sogar noch konservativer, da es nicht nur die Unterscheidung zwischen Singular und Plural, sondern auch eine *Zwei-Kasus-Deklination* beibehielt, zumindest für das Maskulinum. Doch als Folge des Verstummens von auslautendem -s ging die Deklination völlig unter, und das Französische verlor damit zugleich in den meisten Fällen den Unterschied zwischen Singular und Plural. Es konnte also diese Unterscheidung nur noch anhand von syntagmatischen Bestimmungen machen. Und von da an sieht das Französische mehr und mehr für alle grammatischen Funktionen syntagmatische Determinationen vor, wobei es allmählich den Unterschied zwischen inneren und äußeren Bestimmungen aufgibt, und zwar nicht nur für Nominalformen, sondern auch für das Verb (vgl. *j'aime, tu aimes, il aime, ils aiment*). Es ist also kein Zufall, wenn das Französische auch in anderen Fällen auf dem Wege von seiner alten zu seiner modernen Phase tiefgehende Veränderungen erfahren hat. Es ist z.B. kein Zufall, daß das Französische nur eine recht begrenzte Verwendung von Diminutiven kennt und sich in dieser Hinsicht in unmittelbarer Nachbarschaft zum Englischen, also einer weiteren typisch syntagmatischen Sprache, befindet. Man hat diese Tatsache dem französischen "Sprachgeschmack" und dem Einfluß bestimmter Grammatiker, wie Malherbe und Vaugelas, zugeschrieben. Doch diese Erklärung ist weder ausreichend noch überzeugend. Nach unserer Auffassung muß man die Frage der Diminutiva in einem größeren Zusammenhang und in Verbindung mit anderen Charakteristika des Französischen sehen, für die der Einfluß von Grammatikern nicht verantwortlich gemacht werden kann, z.B. die Tatsache, daß das Französische Ausgangspunkt für die Verbreitung von "doppelt zusammengesetzten" Formen (*formes surcomposées*) war, d.h. von hyperanalytischen, doppelt periphrastischen Formen (vom Typ *j'ai eu fait*), oder mit der Tatsache, daß das Französische trotz seiner sehr tiefgreifenden und intensiven Relatinisierung zur Zeit des Humanismus und der Renaissance nicht den synthetischen Superlativ auf *-issimus* angenommen hat, der doch in anderen romanischen Sprachen vollkommen eingebürgert wurde. (Italianismen wie *sérénissime, richissime* entsprechen dabei im Französischen keinem grammatischen Verfahren,

sondern sind nur vereinzelte lexikalische Fakten). Ferner ist die Tatsache zu berücksichtigen, daß viele einfache lexikalische Formen aus dem Altfranzösischen im Mittel- und Neufranzösischen durch Periphrasen ersetzt worden sind (z.B. *arbroie* – *bouquet d'arbres*, *belais* – *d'une manière plus belle*). Das Altfranzösische wies sogar in Lexik und Grammatik noch mehr "synthetische" Merkmale auf als die anderen romanischen Sprachen, wohingegen das heutige Französische viel analytischer ist. Strenggenommen ist das Neufranzösische die einzige wirklich "analytische" romanische Sprache. Die anderen romanischen Sprachen sind dagegen weder analytisch noch synthetisch, denn sie folgen einem strukturellen Prinzip, das – als allgemeines Prinzip – sowohl analytischen als auch synthetischen Sprachen unbekannt ist, nämlich *dem Prinzip der Unterscheidung zwischen relationellen und nicht-relationellen Funktionen und, parallel dazu, zwischen äußeren und inneren materiellen Bestimmungen*. Natürlich bleibt das Französische trotzdem eine "romanische" Sprache, denn der Begriff "romanisch" ist ein geschichtlicher Begriff und kein typologischer. Vom typologischen Gesichtspunkt aus nimmt das Französische heute jedoch eine vollkommen "exzentrische" Stellung in bezug auf die anderen romanischen Sprachen ein, und besonders weit entfernt ist es vom Rumänischen, das sich seinerseits zum Teil in eine ganz andere Richtung vom romanischen Grundtypus wegbewegt.

## V. UNIVERSALIENFORSCHUNG